

## XI. Exkurs über den Erzähltyp ATh 555 bei Puschkin<sup>361</sup>

Zuvor müssen zwei Angaben Puschkins selbst geklärt werden: Auf einem der Autographen findet sich die Notiz: »18. Serbisches Lied« (*18-ja pesnja serbskaja*). Es sieht also aus, als habe er das Märchen dem Zyklus »Lieder der Westslaven« einverleiben wollen, der 1827–33 entstanden ist, und zwar als letztes – das vorletzte sollte die »Ballade von der edlen Frau des Asan Aga« sein; damit würde uns allerdings die wohlgegründete, sichere Erde des ostslavischen Volksbodens wieder unter den Füßen wanken, denn dieser Zyklus enthält, außer eigenen Gedichten Puschkins, Bearbeitungen, die nicht nur auf eine literarische, sondern sogar auf eine bewußt unechte Quelle zurückgehen: Prosper Mérimée hatte aus Ärger über die Blut- und Bodenromantik seiner Zeit 1827 »*La Guzla ou choix des poésies illyriques recueillis dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et le Herzégovine*« erscheinen lassen, die sich als Auswahl illyrischer, also serbokroatischer Dichtungen ausgab. Das war eine so kundige Parodie, daß sie wirklich auch hätte echt sein können, und außer Puschkin fielen auch Mickiewicz, der Engländer John Bowring und andere auf die »Guzla« hinein, Goethe dagegen durchschaute die Sache gleich. Puschkin tat noch zwei Bearbeitungen serbischer Originale hinzu, allerdings in Anlehnung an die Übersetzung des Dichters und Philologen Vostokov, aber als er das Ganze 1835 druckte, wußte er bereits von seinem Irrtum. Das störte ihn wenig. Er stellte in einer Vorrede die Sache offen dar und fügte einen Brief Mérimées an den Folkloristen Sobolevskij hinzu, in dem der nun wiederum ganz offen die verschiedenen Ingredienzien seines Potpourris beschreibt. Puschkin hatte vielleicht sogar Vergnügen an dergleichen Maskeraden und gab z. B. einmal dem Volksliedsammler Kireevskij einen Packen Lieder mit den Worten: »Wenn Sie gerade nichts besseres zu tun haben, suchen Sie doch einmal auseinander, was das Volks singt, und was ich selber zusammengezimmert habe« (*Kogda-nibud' ot nečego delat' razberite-ka, kotorye poët narod i kotorye smasteril ja sam*). Das ist Kireevskij nicht gelungen, und auch abgesehen von seiner Sammlung sind z. B. Puschkins »Stenka-Razin-Lieder« (1826) von echten Volksliedern dieses Kreises nicht zu unterscheiden, obwohl sie sich weder mit den Notaten nach seiner Amme noch mit gedruckten Quellen decken.

Einige russische Forscher halten die Notiz, wonach Puschkin das Fischermärchen in die Lieder der Westslaven einweisen wollte, daher für rein zufällig. Auf eine »Quelle« deutet sie jedenfalls nicht. Wenn ein Zusammenhang bestünde, so wäre er wohl rein äußerlich, etwa durch das Metrum des Märchens herbeigerufen, einen freien, reimlosen Dreiheber, der sich oft als jener Zehnsilbler manifestiert, auf den wir als beliebtes Versmaß in der serbokroatischen Volksdichtung oft genug stoßen, und den auch die Puschkinschen Westslavenlieder verwenden.

Das zweite Zeugnis ist nur in den Erinnerungen Mel'nikovs aus den 70er Jahren erhalten. Es führt uns auf den Swedenborgianer, Folkloristen und Lexikologen Vladimir Dal', der unter dem Pseudonym eines »Kosaken von Lugansk« 1832 »Russische Märchen, aus der mündlichen Volksüberlieferung in bürgerliche Schrift übertragen, unsern Lebensgewohnheiten angepaßt und mit gängigen Sprichwörtern verziert« (*Russkie skazki, iz predanija narodnogo izustnogo na gramotu graždanskiju*)

<sup>361</sup> ATh = AARNE, Types.

*pereložennye i pogovorkami chodjačimi razukrašennye*) erscheinen ließ. Wie allein dieser Titel zeigt, handelt es sich um eine überladene, hochstilisierte folkloristische Blumenlese in Gestalt von Geschichten und Anekdoten, die nicht allzu volkstümlich geworden ist, und für die ihr Verfasser übrigens zunächst einmal verhaftet wurde, eine im zaristischen Rußland beliebte Art literarischer Würdigung. Puschkin, der 1833 mit Dal' zusammen im Orenburgschen reiste, soll dennoch, nach Mel'nikov, von ihr begeistert gewesen sein, unter ihrem Einfluß das Fischermärchen geschrieben und auf einer Handschrift eigens für Dal' als Widmung die mißbrauchte Eucharistieformel *Tvoja ot tvoich* gesetzt haben, was ihm freilich ähnlich sähe, und weiter: »Dem Märchenerzähler Kosak Luganskij von dem Märchenerzähler Aleksander Puschkin« (*Skazočniku Kazaku Luganskomu skazočnik A. P.*). Unter der reichlich variierenden Überlieferung dieses Märchentyps, die er sicherlich besonders gut kannte, soll Dal' also nach denen, die diesem Zeugnis trauen, Puschkin die genaue Vorlage seines Märchens vermittelt haben, und dieser wäre hier also recht genau nach der Folklore und nach keiner anderen literarischen Quelle gegangen.

Gleich die ersten Zeilen des Märchens scheinen ja doch auch den Ton der dichterischen Sprache quintenrein auf die unverfälschte *vox populi* einzustimmen: Der alte Mann und die alte Frau als vertraute Figuren zahlloser russischer Erzählgeschichten, das »blaue« Meer mit jener einen Spielart dieser Farbe, die die Russen ja zweigeteilt haben, als festem Beiwort, die runde Zahl von 33 Jahren, die das alte Paar mit seiner täglichen Arbeit verbracht hat, das alles ist so vertraut-formelhaft wie unser »Es war einmal«. Dreimal wirft der alte Fischer sein Netz aus, bis er schließlich einen goldenen, sprechenden Fisch fängt. Wie rührend scheint die sprichwörtliche Gutmütigkeit des einfachen russischen Volkes bewahrheitet, wenn er dies Wunderwesen wieder freiläßt, ohne von dessen Angebot eines reichen Lohnes Gebrauch zu machen:

Möge Gott mir dir sein, du goldener Fisch!  
 Kehre in Freiheit zurück in das blaue Meer,  
 Ich begehre von dir keinen Lohn dafür,  
 Tauche nieder und schwimme nach Herzenslust!

Wie echt scheint andererseits die Giftigkeit der alten Hausfrau, die es weiß, wie teuer solche Großzügigkeit erkaufte ist:

O du alter Narr, du Gimpel du!  
 Warum wagtest du nichts von dem Fische zu nehmen?  
 Hättest du doch nur einen Trog begehrt,  
 Unser alter ist ganz verdorben schon.

Ich zitiere, etwas schweren Herzens, Friedrich Bodenstedts Übersetzung von 1866,<sup>362</sup> aus der Proben schon 1838 erschienen waren. Sie bringt es fertig, ein urtümliches Vers-Schema mit freier Füllung auf etwas penetrante Weise glatt zu machen und just *die Note* in Puschkins Vers hineinzubringen, deren Fehlen seinen Hauptreiz ausmacht. Immerhin kann man sich mit ihrer Hilfe davon überzeugen, daß diese Verse nicht *nur* Stimmung und Klang sind, sondern daß sie auch tragkräftig genug sind, um eine Handlung zu fördern, und zwar wieder, wie es scheint, ein echt volkstümliches Sujet von geschlossener Folgerichtigkeit. Man kann sich wirklich kaum vorstellen, daß dies alles anders als traditionsgerecht erwachsen sein könne.

<sup>362</sup> BODENSTEDT, Dichter.

Um was für einen Märchentyp handelt es sich denn aber nun eigentlich bei dieser volkstümlichen Basis von Puschkins Fischermärchen? In dem Verzeichnis von Aarne und Thompson hat er die einprägsame Nummer 555 erhalten, und bezeichnet wird er üblicherweise: *Von dem Fischer un syner Frau*. Das ist ersichtlich niederdeutsch und geht die Hamburger an, und so suchen wir einmal weitere Auskunft in einem Hamburger Roman, der freilich die Eigenheit aufweist, 1943 auf Hebräisch und erst 1953 auf deutsch erschienen zu sein, in Arnold Zweigs »Beil von Wandsbek«. Der hochgebildete Zuchthausdirektor von Fuhlsbüttel Koldewey und seine schöne Tochter Annette unterhalten sich da, und der Vater fragt:

Erinnerst du dich an den »Fischer un syne Frau«? – »Ein Grimmsches Hausmärchen, das nur plattdeutsch vorliegt«, lächelt sie. »Ich lese es gern mal wieder.« – Dort führt der Erzähler seine Fabel so, daß noch Hoffnung für das Ehepaar bliebe, welches hier die Menschen vertritt, wenn sich diese Ilsebill einmal zufriedengäbe. Sie kann sich aber nicht zufriedengeben; immer aufs neue plagt sie den braven Butt mit größeren Wünschen. Es ist eine malaiische Geschichte, habe ich mir sagen lassen, eine Zaubergeschichte, von Seeleuten mitgebracht und darum nur niederdeutsch erzählt.

Das sind etwas abenteuerliche Auskünfte, denn malayisch ist das Märchen »Vom Fischer und seiner Frau« nun wirklich nicht, sondern eines der Glanzstücke der Kinder- und Hausmärchen vom Jahre 1812, in denen es als Nr. 19 gedruckt steht. Seine nackte Fabel ist rasch erzählt: Ein armer Fischer wohnt in einer kümmerlichen Behausung am Meer. Eines Tages fängt er einen Fisch, der sprechen kann und bittet, ihn wieder freizugeben. Dafür wolle er dem Fischer alle Wünsche erfüllen, denn er sei verzaubert. Der Fischer macht, aus Schreck oder Mitleid, von diesem Recht keinen Gebrauch und wirft ihn zurück ins Wasser, zum großen Ärger seiner Frau Ilsebill. Die zwingt ihren Mann, das Wunschrecht auszunutzen, und zwar kommt ihr der Appetit sozusagen beim Essen. Nach einer festen Hütte wünscht sie sich ein Schloß, zum Schloß die Königs- und Kaiserwürde, dann will sie sogar Papst werden, und schließlich der liebe Gott selber, damit sie die Welt und das Wetter regieren könne. Der Fisch, der die wachsenden Wünsche ohnehin mit steigendem Zorn entgegengenommen hat, verkehrt nun seinen Segen in Fluch: Das zauberhafte Glück verschwindet, man findet sich wieder im »Pißpott« und alles ist so kümmerlich wie es war.

Die Brüder Grimm haben das Stück nicht selbst aufgezeichnet. Wir sind aber imstande, den Urheber und die Vorgeschichte ihres Textes genau anzugeben. Es war der Maler *Philipp Otto Runge*, dem sie die Geschichte verdankten.

Runge wurde als Kaufmanns- und Reederssohn 1777 in Wolgast an der Mündung der Peene in die Ostsee geboren, also im niederdeutschen Sprachgebiet des damals noch schwedischen Vorpommern. Mit der mündlichen Überlieferung seiner Heimat war er sicherlich von Kind an vertraut, und sie quoll vermutlich noch reichlich in diesem wenig beeinträchtigten, wassernahen Lande. Plattdeutsch sprach er noch ganz sicher und hat es auch zu humoristischen Verseinlagen in einem Reisejournal verwendet, das er 1800 aus Kopenhagen an seine Schwester sandte, und wie dies Pommersche Platt von damals beschaffen war, können wir auch im übrigen mit hinreichender Genauigkeit feststellen. Freilich sind uns Runges niederdeutsche Texte, darunter auch diese Geschichte, gerade nicht in seiner Heimatmundart überliefert, und wie wir sie statt dessen heute lesen, das hängt mit den Ereignissen seines kurzen Lebens zusammen.

Runge war der Stolz und die Hoffnung der romantischen Malerei und wohl wirklich ihr kühnster Neuerer. Das hat auch uns Heutigen die große Hamburger Ausstellung spätestens wieder klargemacht. Nicht eigentlich dämonisch, außer vielleicht in seinem fieberhaften Fleiß, war er doch von dem Geheimnis großer Pläne unwittert, wie sie über Menschenkraft hinausgehen. Von den zwei Extremen, die Goethe ihm beim Anblick seiner Bilder prophezeite, verrückt zu werden oder früh zu sterben, war ihm das letztere zugehört. Er starb mit 33 Jahren schon 1810 an der Schwindsucht. Erst mit 20 Jahren fand er seinen Weg zur Malerei, machte auf der Akademie in Kopenhagen bis 1801 die Lehre durch – mehr wohl nicht – und siedelte dann nach Dresden über. Dort geriet er unter den mächtigen Einfluß Ludwig Tiecks und hielt mit seinem Landsmann Caspar David Friedrich Freundschaft. Hier wurden seine Vorsätze in mühsamer Arbeit geklärt. In seinen Anstrengungen lag zugleich der Stachel, sich seine Geliebte, Pauline, damals noch ein halbes Kind, zu verdienen, die er 1807 auch wirklich heiraten konnte.

Statt der historischen Malerei des Klassizismus strebte er zu einer neu gedeuteten »Landschafterey«, die den Tiefsinn religiöser Symbolik und die mathematische Strenge harmonischer Verhältnisse zwischen allen sichtbaren Kunstmitteln in monumentaler Form vereinigen sollte. Eine ausgearbeitete Hieroglyphik und Farbensymbolik mußte dazu auch theoretisch durchdacht werden. Die kühle Größe seiner Pläne erschreckte nicht nur Goethe, sondern alle Zeitgenossen. Zu vollenden gelang es ihm nur einen Bruchteil und kein ganzes fertiges Werk. Die Grundsätze und die Gesinnung, aus denen er handelte, sind aber in Briefen und Schriften niedergelegt. Die Fürsorge seines ältesten Bruders Daniel hat sie uns wenigstens posthum gerettet. Dieser Daniel, Inhaber eines Geschäftes in Hamburg, an dem Philipp Otto zuletzt sogar teilhatte, war einer jener stillen Mäcene, die einen kompromißlosen Künstler davor bewahrt haben, mit seiner Kunst Geld verdienen zu müssen. Alle Portraits, Selbstbildnisse und sonstigen erhaltenen Werke Philipp Ottos sind nur Vor- und Nebenstudien zu seinem Lebenswerk, den *Tageszeiten*, die er durch einen großformatigen Zyklus darstellen wollte. Er arbeitet daran seit 1802. Das Ganze wurde nur durch die Umrißzeichnungen bekannt, von denen er mehrfache Fassungen veröffentlichte. Endgültig auszuführen begann er die Bilder erst 1808 mit dem *Morgen*, aber erst eine zweite, vergrößerte Ausführung hätte wohl einen Begriff von dem gegeben, was er wirklich wollte. Der Tod hinderte ihn daran, sie zu vollenden, und auf seinen Wunsch wurde das Erhaltene zerschnitten, so daß auch alle Pietät es nicht ganz zu rekonstruieren vermag. So war Runge in demselben vollendeten Sinn ein Fragmentist, wie es Novalis war, wurde aber durchaus nicht überall verstanden und gewürdigt. Friedrich Leopold v. Stolberg lehnte z. B. Runges Illustrationen zu seiner Ossianübersetzung, die eine Art optische Interpretation der Gedichte und ihrer Komposition geben sollten, glattweg ab. Clemens Brentanos Wunsch aber, seine »Romanzen vom Rosenkranz« durch Runge bebildert zu sehen, weil er seine Meisterschaft als Illustrator ahnte, ging nicht mehr in Erfüllung, weil Runge starb.

Man kann sich denken, daß ein Geist, der so aufs »Natürliche« zielte und seine innewohnenden Gesetze so zu erkennen suchte, an allem Anteil nahm, was die Romantik tat, um die volkstümlich überlieferte Kunst zu sammeln, zu deuten und fortzusetzen. Er fand in diesen Bemühungen einen Teil des eigenen Besitzes gedeutet, den er aus der Kindheit mitbrachte.

So gehörte er zu denen, die im Jahre 1805 »Des Knaben Wunderhorn« als Offenbarung aufnahmen. Es bedurfte also wohl kaum des Aufrufes vom gleichen Jahr, durch den Ludwig Achim von Arnim, der eine der beiden Herausgeber, seine Zeitgenossen ermunterte, Volksgut aller Art, darunter auch Märchen, zu sammeln und einzusenden. Zunächst bleibt dieser Anteil an der Volkskunst bei Runge aber, wie vieles andere, in der Familie. 1806 kündigte er seinem Bruder Gustav, der in Wolgast war, von Hamburg aus an, er wolle ihm gelegentlich zwei *Löögschen* schicken, *die ganz außerordentlich schön und complet sind*, wenn er nur Zeit fände, sie aufzuschreiben. Er fand sie bald, und was er aufschrieb, war das »*Märchen vom Machandelboom*« und eben die Geschichte »*Von den Fischer un sine Frau*«. Januar 1806 schickte er sie an den Verleger des »Wunderhorns«, Zimmer in Heidelberg, diesmal nennt er sie *2 plattdeutsche Döhnche wie sie die Kinderfrauen wol erzählen*. Sie sind vermutlich gedacht als Beleg für die sehr milde Kritik, die er am »Wunderhorn« üben wollte. Vor allem wollte er zeigen, wie solche Erzählungen als flüchtige Gebilde, die nie für die Lektüre bestimmt waren, in ihrer vorübergehenden Verwirklichung doch eine spezifisch geistige Färbung trügen, wie sie eine Blüte erreichen könnten, in der man sie dann pflücken müsse. Er versichert ausdrücklich, er habe sich bemüht, sie so aufzuschreiben, *wie sie sich hören*, – und das muß ja nicht unbedingt heißen, wie er sie gehört hat –, allerdings müsse man sich die »Melodie« dazu denken. Später spricht er dann von dem Zufall, daß er sie vollständig zu hören bekommen habe.

Alle, denen Zimmer diese Dankesgabe später mitteilte, bemerkten sofort die Bedeutung und den Reiz dieser Aufzeichnungen. Ob sie nun ein dokumentarisches Notat nach irgendeinem volkstümlichen Gewährsmann, ob sie eigene Dichtung Runges oder Jugendreminiszenz waren, all das, was wir heute als erstes fragen würden, fragten sie damals noch nicht. Daß hier aber etwas anderes zu ihnen sprach als nachgeahmtes Altertum oder herablassendes Bemühen um irgendeinen »Volks-ton«, das sahen sie wohl. Brentano, der in Sachen der Märchen leicht eifersüchtig war, behauptet zwar, er habe die Märchen in seiner Jugend von seiner schwäbischen 80jährigen Amme hochdeutsch gehört, und seine Frau in Altenburg gleichfalls, doch belegt er das nur mit Angaben aus dem »*Machandelboom*«, nicht aus dem »*Fischer*«. Noch 1813 nennt er Runges Märchen dann aber »in ihrer Art vollkommen«. Eine förmliche Brentanosche Variante dürfen wir also kaum ansetzen, und vage Angaben, alte Leute kannten das Märchen auch unabhängig von Runge, hören wir z. B. auch von von der Hagen. Biederer urteilt der Berliner Verleger Reimer, der nun gerade den »*Fischer*« als *bei weitem vortrefflichere* Märchen vorzog und die Moral daraus entnahm, daß alle menschlichen Bemühungen, inwiefern nicht ihr letztes Ziel in Gott gesteckt ist, nichtig sind und in um so tiefere Abgründe des Verderbens führen, um so herrlicher sie zuerst in irdischem Glanz erstrahlten, wie er 1808 schreibt. Von Zimmer erhielt auch Arnim die Texte. Er druckte den »*Machandelboom*« in seiner Zeitschrift für Einsiedler, den »*Fischer*« aber nicht, weil er ihm bemerkenswerter Weise kein eigentliches Kindermärchen zu sein schien. Er nahm dann auch persönlichen Kontakt mit Runge auf. Als 1809 nach Arnims Besuch in Cassel die Brüder Grimm ihr Interesse den Märchen zuwandten, wurden Runges zwei Texte geradezu ihr Muster. In einem Aufruf vom Jahre 1811 sagt Jacob, sowohl in Rücksicht der Treue, als der trefflichen Auffassung wisse er kein besseres Beispiel zu nennen als die von dem seligen Runge gelieferten plattdeutschen Erzählungen,

welche er unbedingt zum Muster aufstelle; und er möchte sogar einen der Texte beifügen. Inzwischen hatte durch den Berliner Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen auch Johann Gustav Büsching, Professor der Altertumswissenschaften in Breslau, Runges Märchen erhalten und veröffentlichte 1812 in Leipzig, kurz vor den Grimms, den »Fischer« in seinen »Volks-Sagen, Märchen und Legenden«.<sup>363</sup> Das ist eine noch recht literarisch-aufklärerische Sammlung, in der die Märchen in unserem Sinn – und d. h. im Sinne der Grimms – noch keine große Rolle spielen. Gegenüber von der Hagens erst kürzlich in Weimar gefundener, sonst unbeachtet gebliebener Handschrift war Büschings Druck sehr fehlerhaft. Die originalen Manuskripte Runges sind verloren, auch Daniel scheint sie nicht erlangt zu haben, als er daran ging, die hinterlassenen Schriften seines Bruders zu sammeln. Die Grimms wollten dennoch auf den »Fischer« nicht verzichten und glaubten, ein Recht auf den Abdruck zu haben, weil sie eine Kopie des Manuskripts ihrerseits durch Arnim erhalten hatten, und weil Büschings Abdruck, wie sie öffentlich rügten, *nicht ohne Fehler* war. Das Schicksal neckte sie aber ersichtlich für diese Hochnäsigkeit. Auch *ibr* Abdruck ist *nicht ohne Fehler*, weil der erwähnte Verleger Reimer an Runges Text und Dialekt herumkorrigierte. Er war nämlich auch Pommer aus Greifswald und glaubte es also besser zu wissen als die Hessen Jacob und Wilhelm. Dabei scheint er aber seiner Mundart als Städter, der er war, nicht so sicher gewesen zu sein, als daß er nicht auch zum Wörterbuch der Pommerschen Mundart von Dähnert gegriffen hätte. So mußten die stolzen Brüder es dulden, daß ein verschlimmbesserter Text ihres Märchens in die Welt ging, den sie lassen mußten, wie er war, weil auch sie das Original nicht vergleichen konnten. Dieser kleine Schönheitsfehler hinderte den Siegeslauf der »Kinder- und Hausmärchen« und darin des »Fischers« keineswegs. Auch weiterhin fiel gerade er als besonders rundes, drastisches und tiefsinniges Gebilde auf und tat seine Wirkung. Arnim und Jacob Grimm zankten sich brieflich darüber, ob er wirklich als Kindermärchen anzusprechen sei, und ob seine Derbheiten zu dem ehrwürdigen, urtümlichen Überlieferungsgut gehörten, das, nach Jacob Grimm, nur in einer Art prästablierter Harmonie erhalten zu werden brauchte, aber nicht geändert werden dürfe. Arnim, der lieber anverwandeln und fortzeugen als bloß konservieren möchte, ist hier pröder als Jacob, den auch der Pißpott nicht aus dem Konzept bringt. Daß er nur erzählen, nicht bewahren wolle, war es ja eben, was die Grimms etwa Clemens Brentano vorzuwerfen hatten, Jacob im besonderen glaubte nun einmal an die Reinheit des Alten, von dem abgefallen zu sein die Gegenwart sich eingestehen müsse, um dann diesen Abfall tapfer auf sich zu nehmen und zu retten, was noch zu retten war. Arnim spielt aber schließlich keinen andern als Runge selbst zu seinen Gunsten aus. So schreibt er 1812:

Ein Hauptspaß ist aber wieder, daß mir ein Freund Runges erzählte, Runge hätte die Geschichte einigen Schiffern erzählt, die hätten sie aber alle anders wissen wollen – wie aber, das war ihm entfallen – kurz, sie waren so unzufrieden mit ihm, wie Ihr mit Clemens. Schade, daß nicht der Großvater dieses Schiffers dabei war, der hätte den Schiffer geprügelt, weil er ihm die gute, alte Geschichte so verdrehe.

Schließlich tritt Arnim sogar selbst als Zeuge für seine Auffassung von der Erzählkunst in die Schranke, indem er Jacob erwidert:

<sup>363</sup> Wiederabdruck in BOLTE, Anmerkungen 1, S. 138–142 Nr. 19.

Ich glaube es Euch nimmermer, selbst wenn Ihr es glaubt, daß die Kindermärchen von Euch so aufgeschrieben sind, wie Ihr sie empfangen habt, der bildende *fortschaffende* Trieb ist im Menschen gegen alle Vorsätze siegend und schlechterdings unaustilgbar. Gott schafft und der Mensch, sein Ebenbild, arbeitet an der Fortsetzung seines Werks. Der Faden wird nie abgeschnitten, aber es kommt nothwendig immer eine andre Sorte Flachs zum Vorschein. Ich habe es in meiner Pöpstin zweimal versucht, das Fischermärchen von der Frau, die Papst und Gott wird, ganz wieder zu erzählen wie Runge, beide mal wars mir aber unmöglich, der Ton des Übrigen teilte sich dieser Geschichte unwillkürlich in einzelnen Umständen mit, und so soll es sein, denn jede Zeit und jeder Mensch hat sein Recht.

Die Zeit nahm sich ihr Recht gewiß, denn bereits 1814 wurde auf 7 Blättern in Oktav »Von einem Fischer und seiner Frau« in Berlin deswegen besondere gedruckt und zum Preis von drei guten Groschen verkauft, weil man darin eine prophezeiende Anspielung auf Napoleon zu sehen glaubte, und wenn Savigny den Brüdern recht berichtet hat, war sogar als Titel gesetzt: »Bonaparte's Biographie«.

Was wundert es also, wenn *der Mensch* Arnim sich sein Recht gleichfalls nahm. Die 1846 postum veröffentlichte »Pöpstin Johanna«, von der er in seinem Brief spricht, war ein merkwürdiges, nachlässig zu einem Roman hergerichtetes Drama mit einer Fülle von wahrhaft romantischem Arsenal und Personal. Sie bringt wirklich den »Fischer« zweimal, einmal als Prosaerzählung eines alten Rheinfischers, ganz durchtränkt mit Mondglanz und Rheinromantik, mit einem Wasserstaar, also einem Vogel als dämonischem Mittelpunkt, und aufgelöst durch die Wendung, daß das ganze ein Traum ist; das zweite Mal als Verserzählung einer alten Frau vor einem Kind – dort wird es aber als Leitmotiv eben nur angeschlagen und dann sorglos abgebrochen, weil das Drama seinem Ziel zueilt, aber um so behaglicher in freien Reimversen mit wechselnder Füllung begonnen:

Hör Kind, laß die Lampe und sei geschickt.  
 Ich will dir erzählen, wie es einem Fischer geglückt.  
 Der Fischer war alt und hatte eine junge Frau,  
 Die war nicht fleißig und war auch nicht schlau,  
 So war der arme Fischer um alles gekommen,  
 Mit Müh' hatt' er ein Hüttchen am Flusse bekommen,  
 Das Hüttchen war alt wie der Fischer und schwach,  
 Er flickte umsonst das zerlöcherte Dach,  
 Immer klagt die Frau, sie liege so kalt,  
 Wie mußte er erst frieren, da er so alt.  
 Doch kam ihm kein Unmuth, er saß so geduldig  
 Mit seiner Angel, als wär er nichts schuldig,  
 Und durfte doch sich nirgends mehr sehen lassen,  
 Sonst wollten ihn seine Schuldner erfassen.  
 So saß er an einem Sonntagmorgen  
 Und dankte zu Gott, daß die Leute ihm borgen,  
 Und zog in Gedanken die Angel heraus,  
 O Freude, da zappelt ein Fischchen zum Schmaus,  
 Ein Fischchen, als wär es von Silber und Gold,  
 Das hat er aus dem klaren Wasser geholt,  
 Der Fisch heißt Reiner, er kennt ihn noch nicht,  
 Er weiß es nicht, daß der Fisch auch spricht,  
 Daß er die Schiffe im Lauf kann halten

Und im Meere üben Teufelsgewalten,  
Aber zu Lande verloren ist,  
Denn da regiert unser Herr Jesu Christ.

So breit motivierend hätte Arnim wohl Kindern erzählt, und mit diesen beiden Fassungen, die seine Erzählung ihm aufgedrungen hat, wirbt er für lebendiges Erzählen statt gelehrten, wenn auch noch so frommen Konservierens und statt aller philologischen Ansprüche an das Volksgut.

Dennoch sind auch sie nicht nur von Reimer *ohne* und von den Grimms *mit* Recht erhoben worden. Selbst Philipp Otto Runge Bruder Daniel, der liebevolle und, wie wir hören, pedantisch ängstliche Herausgeber der hinterlassenen Schriften seines Bruders, hat wohl so etwas ähnliches wie philologische Erwägungen angestellt, als er die plattdeutschen Stücke der Sammlung *meist dem Hamburgischen Dialekt anbequemte*, was aber, wie seine Anmerkung sagt, *doch nicht vollständig hat geschehen können*. Warum er das getan hat, das ist nicht ganz durchsichtig. Philipp Otto Runge hatte seine *Löögschen* von Hamburg aus an Gustav nach Wolgast schicken wollen. Er hat also wohl kaum dem, der schon in der Heimat war, Heimatliches als etwas Neues mitteilen wollen. Hat er also vielleicht schon den authentischen Text hamburgisch aufsetzen wollen, so gut er, als Pommer, es konnte, und hat der Bruder also nur in dieser Richtung nachgeholfen? Daniel hat auch die andern plattdeutschen Texte seines Bruders hamburgisiert. Sie waren doch sicher ursprünglich in dem vertrauten Pommerschen Platt geschrieben, das Philipp Otto 1800 allein beherrscht haben wird. Daniels hamburgischer Text, der 1840 erschien, ist außerdem nicht nur sprachlich, sondern auch in vielen Einzelheiten anders als der Büsching-von-der-Hagensche, vor allem viel ausführlicher. Da Wilhelm Grimm ihn von der 8. Auflage an in die »Kinder- und Hausmärchen« übernahm, ist er wohl zum eigentlich bekannten Text geworden, und das allein sollte uns bewegen, Daniels Zusätze und Äußerungen nicht nur als Verschlechterung eines besseren Originals anzusehen, sondern sie zumindest vergleichend zu analysieren. Das soll der Anhang ermöglichen. Es bleibt festzuhalten, daß der wahre Butt irgendwo in der Mitte zwischen Büsching, von der Hagen, den Grimms, Reimer und Daniel Runge zu suchen ist.

Die Wirkung des Stückes hat auch das alles nicht beeinträchtigt.

Es hat durch das ganze 19. Jh. hindurch noch produktive Kräfte entbunden, wenn auch vielleicht bescheidenere als die, die seine Kodifizierung begleitet haben. Kloses wagnerianische Märchenoper »*Ilsebill*«, die die Älteren von uns vielleicht noch kennen, Othmar Schoecks dramatische Symphonie, Marcus Behmers und Eduard Marxens Zeichnungen und schließlich Hans Posers oratorische Ballade bezeugen, daß sich auch die andern Künste von Runge Anstoß genährt haben. Oder war es eben doch nicht Runge allein, dem der »*Fischer und seine Frau*« ihre Volkstümlichkeit verdanken?

Wir können wohl einen Augenblick innehalten und uns erinnern, daß wir in der großen Kontroverse, die in Arnims und Jacob Grimms Briefen ausgefochten wird, gelernt haben, *beiden* ihr Recht zu geben. Jacobs eifersüchtiger Treue gegen das Alte, Wahre verdanken wir unendlich viel: Den Stoff der Kinder- und Hausmärchen in all seiner Umfänglichkeit, die Authentizität des Wortlautes und damit den Begriff Volksmärchen und Volk überhaupt.

Andererseits muß uns Arnims Ruf zur schaffenden Erneuerung nach einem musealen Jahrhundert gleichfalls mahnend in die Ohren klingen.



Wir haben mit ihm würdigen gelernt, daß der Erzähler sein Recht hat, daß nur mit seinem Leben das Märchen lebt, daß Leben aber Verwandlung bedeutet, Variation, Mutation. Umso weniger sei der Dritte vergessen, der zwischen diesen beiden Haltungen den Kompromiß gesucht und gefunden hat, und durch seine schonsame, kongeniale Art produktiven Nacherzählens im Geist dessen, was er als Gelehrter kannte wie kein einzelner Erzähler es kannte, den eigentlichen Stil unserer Märchen geschaffen hat, nämlich *Wilhelm Grimm*. Er und Runge, Arnim und Jacob Grimm, sie alle haben zu irgendeinem Teil am Ruhm dieser Geschichte von der bestraften Hybris mitgewirkt. In dem Märchen »*Vom Fischer am See*« hat dieser Vorwurf wirklich jene Blüte erreicht, von der Runge spricht.

Da wir aber den Wurzeln, aus denen dergleichen erblüht, längst fern sind, da wir unsere Märchen aus Grimms Märchenbuch kennen und so erzählen, wie wirs da gelesen haben, ist uns der Drang kaum zu verdenken, nun wenigstens zu analysieren, woher die vielmißbrauchte Kraft rührt, die uns in dem entgegentritt, was wir echte Volkskunst nennen, in jenen Bereichen, die die Romantik mit Recht zu ihren großen Entdeckungen zählte. Und da zeigt schon das bisher Berichtete, daß der Fischer, allein in Runges Text, mit seinen kniffrichen textkritischen Fragen nicht unbedingt der geeignetste Ausgangsort ist. Runges Märchen enthält, so wie es ist, zu vieles, was für Runges Kunst und Weltanschauung typisch ist, als daß wir seinen Anteil an dieser Fassung leugnen dürften. Die Naturbeseelung, die das Meer und den Himmel mit dem steigenden Zorn des Fisches und der wachsenden Wunschgier der Fischerin parallel gehen läßt, der Reichtum des Kolorismus, die Traumhaftigkeit der König- und Kaiserwürden, der Wunsch der Fischersfrau, gleichsam eine zweite Päpstin Johanna zu werden. Sie sind es ja gerade, die die starre Mechanik des ganzen Ablaufes so unnachahmlich einprägen. Reinhold Steig hat diese und ähnliche Züge denn auch schon in Anspruch genommen, um seine Ansicht zu bekräftigen, daß es sich um eine Dichtung Runges handle, die höchstens im Geiste der Volksdichtung gehalten sei. Andererseits spricht ihr Dialekt, sprechen gewisse Auslassungen im logisch erwarteten Erzählverlauf doch für eine volkstümliche Quelle, die Runge dann lediglich so geglättet und ergänzt hätte, wie Wilhelm Grimm zahllose andere Märchen seiner Gewährsleute, so etwa das fehlende Versprechen des Fisches, sich bei der Befreiung dadurch zu revanchieren, daß er Wünsche erfüllt. Interessant scheint mir, daß Runge selbst den »*Fischer*« Zimmer gegenüber als »eigentlich erhaben Patetisch«, und daß von der Hagen ihn Arnim gegenüber 1808 als das »zum Theil barocke doch bedeutende Volksmärchen« charakterisiert, und doch als »wer weiß wie alt« reklamiert.

Aber nicht nur das bleibt kontrovers, wenn wir nur Runge berücksichtigen. Auch ob dies Märchen wirklich ein Märchen ist, das war schon Arnim unklar geblieben, und bei ihm und Brentano haben wir auch schon unsicher von Varianten gehört, die es anderswo in Deutschland und bei den pommerschen Fischern selbst gegeben haben soll. Es fügt sich jedenfalls in kein Schema der zünftigen Forschung. Schon daß der weibliche Held als verheiratet in die Handlung eintritt, ist abnorm für das Märchen im üblichen Sinne. Obwohl vielleicht im Kern ein Schwank, ist es doch, gegen Kurt Rankes Theorie, keine »Schwundstufe«, obwohl zeiträumlich weit verbreitet, und gewandert, geht es ganz zweifellos nicht in indoeuropäische Vorzeit oder gar Steinzeit zurück, obwohl reich an Märchenmotiven, befolgt es doch nicht die

isolierende, perspektivelos-flächige Technik, die Max Lüthi<sup>364</sup> als Eigenheit des Märchens geschildert hat. Dennoch behandelt derselbe Lüthi es offenbar als Vertreter des Märchens an bevorzugter Stelle.

Vergewissern wir uns zuvor, um Antwort auf alle diese Fragen zu finden, was die Volkskunde bis heutzutage rein stofflich beigetragen hat, um die Antwort zu erleichtern. Eins ist ganz offensichtlich: Diese emsige Sammlerin, vielleicht die best organisierte unserer philologischen Disziplinen, kann uns demonstrieren, daß es solcher Varianten dieser Märchenerzählung eine große Menge aus einem Gebiet gibt, das über die Welt reicht. Sie kann uns ferner wahrscheinlich machen, daß dies angebliche Märchen nach seiner Form und Gestalt jedenfalls kein Mustermärchen ist, sondern in die Gattung des Schwanks hinüberweist. Der Schwank kennt nämlich eher solche automatisch ablaufenden, mechanisch gestaffelten Handlungen mit einer überraschenden Schlußpointe, als das Märchen, dem eigentlich keine Moral zu unterschreiben ist. Sie zeigt ferner, wie an dies feste Skelett des Schwanks dennoch eine Fülle märchenhafter Motive angewachsen ist, wie durch Motivgemeinschaft die »Kettenfabel« vom Fischer und seiner Frau eingebettet ist in eine lange Reihe verwandter Motivgruppierungen. Drei große Fassungen heben sich ab:

1. die Tierfassung mit einem Fisch, der Wünsche gewährt, wie bei Runge und weitaus in der Mehrzahl der Fassungen, oder mit einem Vogel wie in Süddeutschland, etwa bei Bechstein nach dem Elsässischen der Brüder Stöber;
2. die Baumfassung, in der das Fischermilieu gegen das Milieu der Waldbewohner vertauscht ist, was begreiflicherweise besonders häufig in Rußland geschehen ist, und in der ein Baum sich vor der Axt dadurch zu schützen sucht, daß er Wünsche gewährt;
3. die Legendenfassung, in der ein Heiliger oder Gott selbst Fluch oder Segnen ausspricht, und zwar entweder auf Erden, wo der himmlische Gast wandernd unterwegs ist, oder im Himmel, in den der wunschgierige Mensch durch eine schnellwachsende Bohnenranke – so französisch und italienisch – oder sonstwie zauberhaft hinaufbefördert wird. Das alles wird vermischt und verquickt, richtig oder falsch kombiniert, verniedlicht oder vergrößert, auf den Mann oder die Frau konzentriert. Die Wünsche selbst sind sehr verschiedener Art, halten sich an greifbares Erdengut oder verlieren sich in der Sünde bloßer Undankbarkeit und Eigensucht. Immer haben sie aber eine Grenze, und dann endet alles, wie es angefangen hat.

Den Extrakt aus alledem hat gewissermaßen unser Dichter Karl Immermann gegeben. In einem Gedicht von 1835, »Auf dem Heimweg«, bedenkt er die *Zauberei der Liebe*, jene Zauberei, die stärker als Talismane und magische Geheimnisse Menschliches ins Überirdische zu entrücken vermag. In der Ernüchterung des Rückwegs nach den Freuden der Nacht erinnert er sich nun eines warnenden Beispiels allzu unersättlicher Gier nach dem Glück und klopft sich gewissermaßen selber ironisch auf die Schulter:

Recht so! ein Zauber Märchen  
Mit bekannten Schlusse!  
In seiner Hütte singet  
Vergnügt der Arme.  
Findet den Talisman: Kalifenpalast!  
Rosengärten, Schwellende Polster;

<sup>364</sup> LÜTHI, Volksmärchen, S. 37–61, 13–24.

Süße Musik,  
 Und der Sultanin Kuß!  
 Immer höher!  
 »Möchte gern Gott seyn [...]  
 «Sitzet wieder  
 In seiner Hütte  
 Und singt nicht mehr.

Freilich legt er hier, wie man sieht, orientalisches Kolorit auf, als wolle er dokumentieren, das für ein Durchschnittsgemüt auch in dem Jahr, in dem Andersens Märchen erschienen waren, Morgenland und Märchenzauber noch schlechthin identisch waren, aber er hatte auch ein gewisses Recht, so zu tun. Was hier an Menschheitserfahrungen Form gefunden hat, gründet begrifflicherweise tief. Daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, daß der allzu straff gespannte Bogen zerbricht, daß Hochmut vor dem Fall kommt, allzu viel ungesund ist, *qui trop embrasse mal étreint*, das haben die alten Inder schon in Fabeln gekleidet, hat das Mittelalter in Predigtextempeln auf lateinisch und altfranzösisch von Merlin Messot, auf spanisch vom Dechanten von Santiago, erzählt, den wiederum Chamissos »Vetter Anselmo« fortführt, und das erzählen die Indonesier, Koreaner und Puertoricaner von Menschen, Tieren oder Pflanzen.

Scheint die Überlieferung also nahezu über allen Raum erhaben, so ist sie es aber doch nicht über alle Zeit: Was man immer wieder vergißt, sich vor Augen zu halten, ist die Tatsache, daß keine der aufgezeichneten Varianten von Aarne und Thompson 555 vor 1812 notiert ist. Auf die ganze weltweite Überlieferung hat man erst zu achten begonnen, weil bzw. als Runges Text bereits seine Wirkung getan hatte. Alles, was man weiter erschlossen hat, ist Hypothese, wenn auch durch Methoden gewonnen, die bar aller Romantik sind, vielmehr eine hausbackene Frucht des Historismus. Was etwa als Resultat aus einer Heidelberger Dissertation von Margarete Rommel bei Friedrich Panzer über den *Fischer un syne Fru* aus dem Jahre 1935 (Karlsruhe) hervorgeht, das operiert etwa mit folgenden Kriterien:

1. Da sich viele Hunderte von Varianten der Geschichte über Europa hin finden, muß sie schon vor Runge gelebt haben, muß er sie also nur einem guten Erzähler abgelauscht haben. Runge wird so zur Runge-Variante.
2. Was in der Majorität der Varianten erhalten ist, muß das »Echte« sein, der alte »Sinn« ist also sozusagen durch Mehrheit festzustellen.
3. Was sich so als plausibler Sinn, als »richtig« herausstellt, muß auch alt sein. Das basiert auf Jacob Grimms Überlieferungs-Eschatologie und ist das Muster eines *circulus vitiosus*, wird aber offen ausgesprochen und als »hermeneutisch« sanktioniert.
4. Verse in sonstiger Prosa haben Anspruch darauf, als echte Form zu gelten. Wo sie äußerlich am besten intakt sind, etwa was Reim und Rhythmus betrifft, da werde die Urform auch geographisch anzusetzen sein. Andere rationale Kriterien, wie das der Namen, kommen hinzu: Wo die Etymologie der Namen den besten Sinn ergibt, Sinn nach Art der »redenden Namen«, da sollen wir dem Ursprung nahe sein.
5. Der weitere Wanderweg sei, sozusagen als Gang der Entartung, im Sinne abnehmender Genauigkeit nach zu konstruieren.

Das sind alles simple logische Schlüsse, und ich will nicht leugnen, daß ihr Resultat, auch bei Margarete Rommel, recht einleuchtend klingt. Es sind die berühmten Grundsätze der berühmten finnischen Schule, die noch im wesentlichen uneingeschränkt gelten. Demnach sei als Ausgangsort der Fischererzählung Flandern anzusehen, weil dort die Namen

am verständlichsten reden, die Verse am reichlichsten überliefert sind, und eine südwestflandrische Fassung das Ganze sogar in einen reinen Versdialog zwischen Fischer und Fisch verwandelt. Ausgangsform sei eine Schwanknovelle in gebundener Rede, eine kleine Vergeschichte im dreihebigen Rhythmus der Beschwörungsformel an den Butt, die bis in die heutigen Fassungen geblieben ist, wahrscheinlich Spielmannsgut. Als Ausgangszeit sei also der Übergang vom Vers mit freier, unregelmäßiger Senkungsfüllung zum höfischen alternierenden Vierheber zu vermuten, mithin etwa das Jahr 1300. Das alles hätte viele Parallelen, denn Prosafassungen von Liedern gibt es bis in unsere Zeit, und Flandern mit seinem typischen Humor eignet sich auch sonst gut als Hintergrund des Ganzen. In die genannte Zeit passe auch das Ritter-, Fürsten- und Königswesen des Hofstaates, den sich die Frau allmählich erwünscht. Durch die »Fläminger« sei diese Erzählung dann in das nordöstliche Kolonialdeutschland gebracht worden. Von diesem neuen Verbreitungszentrum aus habe sie sich vielleicht schon als Prosa mit bloßen Verseinlagen, nach Nordwestdeutschland, darunter Hamburg, verbreitet, wo die »Rungevariante« aufgezeichnet wurde, und dann habe sie, mit und ohne Hilfe der Grimmschen Sammlung, ihren weiteren Weg nach Osten und Süden zurückgelegt. Durch die Spanier sei sie nach Puertorico, durch die Holländer nach Java und zu den Malayen des Direktors Koldewey gekommen, durch die Russen nach Korea, zu den Čuvašen, Čeremissen und Ostjaken. Überall seien lokale Charakteristiken hinzugetreten, aber der Kern sei erkennbar geblieben, so daß von noch andern Ausprägungen des Wunsch- und Hybrismotivs abgesehen werden könne, weil man sonst ins Bodenlose komme.

Vielleicht stimmt das alles, es ist jedenfalls hübsch gedacht.

Mit einigem logischen Aufwand könnte man allerdings wohl auch ebenso gut oder schlecht beweisen, daß tatsächlich die ganze Welt von Runge gezehrt habe, ja, man könnte es bereits mit unseren zitierten romantischen Gewährsmännern belegen, daß die Kriterien nicht alle zu stimmen brauchen. Verse, und zwar Verse, die archaische Züge enthalten, wie sie in einigen der Varianten hoch bewertet werden, Verse hat auch Arnim aus Runges Prosa gemacht, ohne daß ihm dabei irgendeine dieser Varianten geholfen hätte. Er läßt auch den Fisch bereits golden sein, was M. Rommel für die »Urfassung« in Anspruch nimmt, er bringt das bei Runge fehlende Revancheversprechen des Fisches, usw. Er kennt in seiner ersten Prosaversion der Pöpstin Johanna auch den Vogel, der anderswo in der eigens kategorisierten »Vogelfassung« an Stelle des Fisches getreten ist. Und die Namen? Arnim benennt sogar den Fisch, das hat aber seinen Grund lediglich in seinem Roman, und man versteht es gar nicht, wenn man die Fürstin Reineria nicht als eine seiner Personen bereits kennt. Und Immermann wiederum zeigt, daß auch Diminution und Augmentation als bewußte Kunstmittel durchaus im Bereich des Möglichen liegen. Konstruktion also bleibt das alles, und Jacob Grimm wäre der erste, der es geleugnet hätte. So sagt er in der Vorrede zu Basiles »Pentamerone« von den Märchenstoffen 1846:

Man lasse fahren den wahn, sie seien an irgend einer begünstigten stelle aufgewachsen, und von da erst auf äusserlich nachweisbarem weg oder pfad in die ferne getragen worden. Das ist jetzt schon durch sorgfältige sammlungen, nicht nur in allen strichen Deutschlands, sondern auch des Nordens und Südens widerlegt und wird noch deutlicher ans licht treten, wenn in weiten slavischen, lithauischen und finnischen gegenden aufgezeichnet sein wird, was bei ihnen um so voller und fester geheftet haben muß, als es dort von dem aufwuchs gebildeter literatur und dichtung weniger beeinträchtigt wurde.

Aber damit hat er wohl auf die slavischen Märchen zu viel Erwartungen gesetzt. Auch von den Argumenten, die die slavische Überlieferung in den Rommelschen

Hypothesen beige-steuert hat, müssen wir eines als regelrechten Irrtum streichen, und das bringt uns zu Puschkin zurück, und damit zum Schluß.

Einer von M. Rommels Hauptzeugen ist ein russisches Märchen, das durch seine vielen Gemeinsamkeiten mit Runge auffällt und daher eine gute Zensur erhält. Der Gang der Handlung, die Wünsche, vor allem aber die Teilnahme der Natur am Zorn des Fisches in dreifacher Steigerung, die aktive Rolle der Frau und vieles andere entkräften für sie vor allem andern die Meinung, daß dies etwa nur Runge dichterisches Eigentum sei und kein Volksgut, und so wie die Rungevariante neben die andern, so tritt, ihrer Meinung nach, die Puschkinvariante neben dieses Märchen. Was sie aber nicht wußte ist, daß das Märchen nicht die Quelle für Puschkin, sondern umgekehrt Puschkin die Quelle des Märchens ist, Puschkin seinerseits aber auch hier von den Grimms und damit von Runge abhängt und seinerseits nur ein paar Striche hinzugezeichnet hat. Die »*Vieux contes*« bringen seine Vorlage als »*Le Pêcheur et sa femme*«. Den vollen Beweis geben die handschriftlichen Materialien, die die große Akademieausgabe in üppiger Vollständigkeit zugänglich macht. Hiermit ist nämlich die einzige Abweichung erklärt, die Puschkin und Runge unterscheidet: Der Wunsch der Frau, Papst zu werden. Puschkins endgültiger Text und das Märchen, zu dem er vulgarisiert worden ist, kennen ihn ebenso wenig, wie die protestantischen deutschen Versionen, etwa von K. Ph. Conz in Justinus Kerners »*Poetischem Almanach für 1812*«. Im Entwurf aber ist er vorhanden. Vielleicht sind es die Zensoren gewesen, die ihn veranlaßt haben, das Entworfenen zu streichen, eher jedenfalls *sie* als Rücksichten auf die Orthodoxie seines Publikums, das er ja auch sonst nicht geschont hat, aber vorgehabt hat er es, wie man nun sieht, alle Stufen der Wunschleiter bei Runge mit hinaufzusteigen. Im Konzept lautete das so:

Kehrt der Alte heim zu der Alten  
Vor ihm steht ein Kloster, ein lateinisches,  
Längs der Wände lateinische Mönche,  
Und sie singen die lateinische Messe.  
Vor ihm steht ein Turmbau von Babel,  
Auf der Spitze, der allerhöchsten,  
Da sitzt dem Alten seine Alte.  
Eine sarazenische Kappe trägt die Alte,  
Auf der Kappe die lateinische Krone.  
Auf der Krone eine feine Spitze,  
Auf der Spitze der Vogel Strophylus,  
Und es neigt sich der Alte der Alten,  
Schreit ihr zu mit lauter Stimme:  
Sei gegrüßt, du Frau, du Alte,  
Nun, ich meine, jetzt wärest du zufrieden,  
Und die dumme Alte erwidert:  
Ach was lügst du, und faselst Unfug,  
Ganz und gar nicht bin ich zufrieden,  
Ich will kein römischer Papst sein,  
Ich will Meeresherrscherin werden,  
Daß ich wohne auf dem Ozean-Meere  
Und der goldene Fisch mir diene  
Als ein Bote, sooft ich ihn sende.

Und weiter wieder nach Bodenstedt:

Kein Wort sprach diesmal der goldne Fisch,  
 Mit dem Schwanze schlug er das Wasser leise,  
 Und verschwand in die Tiefe des Meeres gleitend.  
 Vergebens stand, lange auf Antwort harrend,  
 Der Alte, dann kehrt er zur Alten heim ...  
 Was sieht er! Vor ihm seine Erdhütte liegt,  
 Auf der Schwelle sitzt seine alte Frau,  
 Davor liegt der alte, zerschlagene Trog.

Das wäre sicherlich populär wirksam gewesen, zumindest hätte es dem Papst der Guckkastenbilder entsprochen, zu deren Repertoire er in Rußland wie bei uns gehörte, und die mit Versen erklärt waren, wie sie etwa 1707 bei Hunold-Menantes stehen:

Hier sitzt der Papst auf seinem Thron  
 Geziert mit einer dreifachen Cron  
 Du siehst dabey viel tausend Platen  
 Die müssen die Reverenz abstatten.

Wir haben es Puschkin mit Hilfe der Lesarten erst wieder abjagen müssen, aber es sichert durch alle Versifikation hindurch auch hier Runge's Fassung als Quelle. Auch die neuesten russischen Varianten von AT 555, die letzters bei den Fischern am Kaspischen und am Eismeer aufgenommen worden sind, kommen über Puschkin von da her, und nur die Baumfassung scheint älterer und nichtliterarischer Abkunft. So kommt mir einiges an der postulierten flandrischen Urfassung verdächtig vor. Der Beweis scheint mir jedenfalls nicht sicher erbracht, daß nicht auch sie in Wahrheit von Runge abstammt. Daß moderne dichterische Werke und Stoffe in kurzer Zeit über die Welt und in die Folklore eingingen, ist ja oft genug belegt, mit Grimmschen Märchen so gut wie mit den Gedichten der Klassiker, mit Tolstoj so gut wie mit Puschkin. Die Schulmeinung, die Entfernung in Zeit umrechnet und aus weiter Verbreitung auf hohes Alter schließt, braucht hier also ebenso wenig zuzutreffen, wie in anderen Fällen dieser Art. Ich will nun aber nicht in das skeptische Extrem verfallen, damit uns der Begriff des Märchens selbst nicht gänzlich entgleitet, wie er es zu tun droht bei einer so vorsätzlichen Reduktion aller Folklore auf Literatur. Denn noch ordnet man allzu gern zeitlich hintereinander, was offenbar stets nebeneinander vorhanden und nur soziologisch oder einfach menschlich gestuft ist: Mündliches, ungeschriebenes Erzählen, das ein vorhandenes Inventar von Vortragsteilen nur jeweils kombiniert, aber in diesem engen Rahmen und für den beschränkten Wirkungskreis eines Augenblicks zu aktualisieren und zu akzentuieren weiß, und individuelle, gedanklich untergründete Erzähl*dichtung*, für die das vorhandene Material höchstens ein Anlaß ist. Auch was wir seit den Brüdern Grimm als Märchen kennen, ist eher ein *Zustand* als eine Gattung, nichts geschichtlich Festes, was als früher oder später zeitlich zu rangieren wäre, sondern eine Möglichkeit, die stets bereit liegt und die in immer neuen Konstellationen herbeigeführt wird. Am Ende macht sich der Übergang aus dem einen Aggregatzustand in den andern vielleicht wirklich nur noch in Qualitätsunterschieden bemerkbar, die sich die Romantik sicherlich nicht alle eingestanden hat. Aber auch das Ende des Volks, wie es Jacob und Wilhelm noch kannten, das Ende der Folklorezeit, das Hermann Grimm bereits deutlich kommen sah, und das heute nicht nur für Europa, sondern vor allem und

beschleunigt auch für die unglücklich-glücklichen »Entwicklungsländer« gekommen ist, kann diese Möglichkeit nicht gänzlich aufheben.

Puschkins Butt lebt, d. h. verbreitet und verändert sich, z. B. allein in den Übersetzungen. Besonders charakteristisch die serbokroatischen: Zmaj (1890) macht sozusagen eine echte *pesnja srbska* daraus, die Burgenländer Kroaten noch in diesem Jahrhundert eine moralisch-erbauliche Versgeschichte.

Den Gipfel seiner Popularität erreicht er wohl, wenn sogar Stalin höchstselbst ihn zitiert: »Was wäre, wenn wir uns den rechten Opportunisten aus der Bucharin-Gruppe gefügt hätten, [...] Wir hätten mit Sicherheit unsere Industrie niedergerissen, hätten die Sache eines sozialistischen Wiederaufbaus der Landwirtschaft verdorben, [...] Wir saßen vor dem zerschlagenen Trog (»*My sideli by u razbitogo korytac*«, Sočinenija. XII, Moskau 1953, S. 309, denn der für Rußland unverständliche *Piřpott* ist dort als *Trog* übernommen worden).

1957 erschien in der sovjetischen Zeitschrift »*Moskva*« eine parodistische Sammlung von Kritiken, wie sie geschrieben worden wären, wenn das Märchen vom goldnen Fisch eine aktuelle Neuerscheinung gewesen wäre. Da wird der optimistische Hundertzwanzigprozentige vorgeführt (*bodnjačok-lakirovščik*), der feststellt: Das Märchen endet warm und freudig, weil den Fischersleuten noch die Zukunft offen steht, dann kommt die emotionale Dame, die die Geschichte zwar erlebt, aber nicht einmal mehr alle Vokabeln Puschkins kennt, dann der parteibürokratische Pedant (*prorabotnik*), der das Märchen wegen der unfachmännisch entstellten Schilderung des Fischer- und Spinnerhandwerks als »beleidigenden Fehlschlag« klassifiziert, dann der humorlose Langweiler (*nudjaga*), und dann der kennerhafte Snob (*érudit*). Das ist stellenweise ganz komisch gemacht, aber es ist doch auch bezeichnend, daß dem Snob folgendes in den Mund gelegt wird:

Am nächsten steht das Märchen vom Fischer und dem Fischlein wohl der Erzählung Hemingways »Der alte Mann und das Meer«. Ich würde sogar sagen, das »Märchen vom Fischer und dem Fischlein« ist »Der alte Mann und das Meer« des vorigen Jahrhunderts, und »der alte Mann und das Meer« ist das »Märchen vom Fischer und dem Fischlein« unserer Zeit [...]

Auf die Gefahr hin, daß mich alle Russen auslachen: Fast würde ich es auch sagen. Ich meine, man irrt sich wirklich nicht, wenn man annimmt, es seien die selben Wellen und der selbe alte Fischer, die noch in unsern Tagen Gemüter bewegt haben, denen das Märchen längst eine bloße Kategorie der Literaturgeschichte geworden ist. Der Unterschied zwischen den beiden Geschichten ist, meiner Meinung nach, deswegen eingeebnet und wir gewinnen dem Märchen deswegen eine neue Seite ab, weil uns das Natürliche in unserer vielbemühten Industriegesellschaft ebenso märchenhaft zu werden beginnt wie das Übernatürliche es war. Das Meer, die Landschaft, der Wald, die alle Drehungen von Fortunas Rad überdauert haben, bis wir heute auch sie anzutasten beginnen, rühren uns heute anders als ehemals als etwas Verlorenes oder wenigstens Unvertrautes, nicht mehr als etwas Vertrautes. Dieser neue gemeinsame Reiz der Folklore und der Literatur ist allerdings ein bescheidener Entgelt für die Tatsache, daß »statt der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein«, uns nichts als Anorganisches zu umgeben beginnt.

Puschkin hatte Natur noch in handgreiflicher Fülle und vermochte sich, in Gegensatz zu seinem Romanhelden Evgenij Onegin, auch daran zu erfreuen – das war

aber nur ein bescheidener Entgelt für seine Verbannung aus der Hauptstadt. Was aber Maßlosigkeit und Maßhalten bedeuten, das wird uns das Fischermärchen in all seinen Erscheinungsformen wohl noch immer nahebringen können, und es wäre eigentlich wieder einmal ein Neudruck fällig, der zwar vermutlich mehr kosten würde als 3 gute Groschen, und der auch nicht mehr den Titel führen würde: »Bonapartes Biographie«, von dem wir aber froh sein wollen, wenn er nicht den Titel tragen muß: »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland«.

Und selbst aus den verseuchten Gewässern von heute ist ja der Butt wieder aufgetaucht. Obwohl er dabei eine erhebliche literarische Pollution erlitten hat, obwohl er mit einem durcheinandergeratenen Danziger Heimatbuch nach dem »Es-muß-nicht-immer-Kaviar-sein«-Rezept zusammengemacht ist, obwohl eine Schulmeisterhand pünktlich nach den jeweiligen Deutsch- und Geschichtsstunden pedantisch und laut die Sauglocke läutet, damit dies Medley von der Mottlau ja recht gargantuanisch und pantagruelisch werde, obwohl es mir nicht unbedingt geschmackvoll erscheint, für den zum Prinzip hochgetrimmten Butt den Justizapparat des Eichmann-Prozesses zu mobilisieren, obwohl mir also dem Märchen vom Butt alles angetan scheint, was einem Märchen nicht angetan werden sollte – wie das auch alles sei, es ist der alte Butt; und dagegen, daß er nun gerade im pomoranischen Gebiet wieder auftaucht, und kašubisch redet, kann ein Slavist ja gewiß nichts haben. Wünschen wir ihm, mit Dank für das Vergnügen, das er schon vielen Generationen bereitet hat, durch alle Gewässer der künftigen Weltgeschichte, auch da, wo kein Graß wächst, allzeit glückliche Fahrt.

Es folgen, wie angekündigt, die beiden Versionen von Johann Gustav Büsching und Daniel Runge en regard.<sup>365</sup>

---

<sup>365</sup> Die Parallelisierung der Texte beschränkt sich auf die von Sinnabschnitten ohne Berücksichtigung der ursprünglichen Zeilentrennung und Abschnittsgliederung.



Büsching

*Von den Fischer un syne Fru.*

Dar was mal eens een Fischer un syne Fru, de wahnnten tosahmen in'n P-pott, dicht an de See – un de Fischer ging alle Dage hen, un angelt. So ging, un gin he hen, lange Tyd. –

Dar sett he eens an'n See by de Angel un sach in dat blanke Water, un sach un sach jümmer an de Angel – dar ging de Angel to Grunde deep ünner un as he se heruttrekt, so haalt he eenen grooten Butt herut. – Dar sed de Butt to em:

»ik bid dy, dat du my lewen lest, ik bin keenen [259] rechten Butt, ik bin een verwünschter Prins, sett my wedder in dat Water, un laat my swemmen.«

»Nu – sed de Mann – du bruckst nich so veele Worde to maken, eenen Butt de spreken kann, häd ik do woll swemmen laten.« Dar sett he em wedder in dat Wader, un de Butt ging furt weg to Grunde un leet eenen langen Strichen Bloot hinner si. –

De Mann awerst ging to syne Fru in'n P-pott, un vortellt eer, dat he eenen Butt fangen häd, de häd to em seyde, he wer een verwünschter Prins, dar häd he em wedder swemmen laten.

»Hest du dy den nix wünschst?« sed de Fru. »Nee – sed de Mann – wat schull ik my wünschen?«  
»Ach – sed de Fru – dat is de ävel, jümmer in P-pott do wanen, dat is so stinkig un drackig hier. Ga du no hen, un wünsch ne lüttje Hütt.« –

Den Mann was det nich so recht, doch ging he hen na den See, un as he dar kam, dar was de See gans geel un grön, da ging he an det Water stan un sed:

»Mandje! Mandje! Timpe Thee!  
Buttje! Buttje! in de See!  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so, as ik woll will.«

Dar kam de Butt answemmen un sed: »Na, wat will se denn?« – »Ach – sed de Mann – ik hev dy doch fungen hot; nu seyde myne Fru, ik [260] häd my doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in P-pott wahren, se wöll görn een Hütt hebben.« – »Ge man hen – seyde de Butt – se is all drin.« –

Dar ging de Mann hen, un syne Fru stund in eene Hütt in de Dör, un sed to em: »kum man hoin! sü, nu is dat doch veel beter.« Un dar was ne Stuve un Kamer un eene Köck drin, un der achter was een lütje Garn mit allerley Grönigkeeten in een hof,

Daniel Runge

*Von dem Fischer un syner Fru.*

Dar wöör maal eens een Fischer un syne Fru, de waanden tosamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fischer güng' alle Dage hen un angeld' – un he angeld' un angeld'!

So seet he ook eens by de Angel, un seeg jümmer in dat blanke Water henin – un he seet, un seet! Do güng' de Angel to Grund', deep ünner, un as he se heruphaald', so haald' he eenen groten Butt heruut – do säd' de Butt to em:

hör' maal, Fischer, ik bidd' dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün'n verwüschten Prins; wat helpt dy dat, dat du my doot maakst? ik würr' dy doch nich recht smecken, sett my wedder in dat Waater, un laat my swemmen. –

Nu, säd' de Mann, du bruckst nich so veel Wöörd' to maken, eenen Butt de spreken kann, hadd' ik doch wol swemmen laten. Mit des sett't he em wedder in dat blanke Water, do güng' de Butt to Grund', un leet enen langen Strypen Bloot achter sik.

Do stünn' de Fischer up, un güng' na syne Frau in'n Pißputt. Mann, säd' de Fru, hest du hüüt niks fungen? Ne, säd' de Mann, ik füng' enen Butt, de säd, he wöör een verwüschten Prins, do hebb ik em wedder swemmen laten. –

Hest du dy denn niks wünschd? säd' de Fru. Ne, säd' de Mann, wat schull ik my wünschen? – Ach! säd' de Fru, dat is doch äwel, hyr man jümmer in'n Pißputt to wanen, dat stinkt un is so eeklig, du haddst uns doch ene lüttje Hütt wünschen kunnt, ga noch hen un roop em, segg em, wy wählt 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß. Ach, säd' de Mann, wat schull ik door noch hengaan? – I, säd' de Fru, du haddst em doch fungen, un hest em wedder swemmen laten, he dait dat gewiß, ga glyk hen!

De Mann wull noch nich recht, wull awerst syn Fru ook nich to weddern syn, un güng' hen na der See. As he door köhm, wöör de See ganß gröön un geel, un goor nich meer so blank; so güng' he staan un säd':

Manntje! Manntje! Timpe Tee!  
Buttje! Buttje! in der See!  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so as ik wol will.

Do köhm de Butt answemmen, un säd': Na, wat will se denn? – Ach, säd' de Mann, ik hebb dy doch fungen hatt, nu säd' myn Fru, ik hadd' my doch wat wünschen schullt – se mag nich meer in'n Pißputt wanen, se wull gern 'ne Hütt. – Ga man hen, säd' de Butt, se hett se all.

Do güng' de Mann hen, un syne Fru seet nich meer in'n Pißputt, dar stünn' awerst ene lüttje Hütt, un syne Fru seet vör de Döhr up ene Bänk, do nöhm syne Fru em by de Hand, un säd' to em: Kumm man herin, süh! nu is dat doch veel beter! – Do

da weeren honne un Eenden. »Ach, – seyde de Mann – nu will we vergnügt lewen.« »Ja – seyde de Fru – wie will et versöcken.«

So ging dat nu woll een acht edder vertein Doag, dar sed de Fru: – »Mann! de Hütt wart my to eng, de Hoff un Garn is to lütt, ik will in een groot steern Slott wahren. Ga hen tum Butt, he sull uns een Slott schaffen.« – »Ach Fru – sed de Mann – de Butt het uns erst de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kam, den Butt mag et vordreeten.« – »Ne watt – sed de Fru – de Butt kann dat recht good un deit dat gern, ge du man hen.« – Dar ging de Mann hen, un syn Hart was em so schwer.

As he averst by de See kam, was dat Water gans vigelet un grau un dunkelblau, doch was dat noch still, dar ging he stan un sed: [261]

»Mandje! Mandje! Timpe Thee!

Buttje, Buttje, in de See!

Myne Fru de Ilsebill,

Will nich so, as ik woll will.«

»Na! watt will se denn?« sed de Butt. »Ach – sed de Mann gans bedräft – myne Fru will in een sternen Slott wahren.« – »Ga man hen, se steit vor de Dör,« sed de Butt.

Dar ging de Mann hen un syne Fru stund vor eenen groten Pallas. »Sü Mann, – sed se – watt is dat nu schoin!«

Mit das gingen se tosamem hein; dar weeren so veel Bedenten, un de Wende weeren alle blank, un goldne Stöhl un Dischen weeren in de Stuve; un achter dat Slott was een Garn un Holt, woll eene halve Myl lang, dar in weeren Hirschen, Reh un Haasen, un op de Hoff Köhn [un] Perdeställ'. »Ach – seyde de Mann – willn wy ok in dat schöne Slott blywen un tofreden syn.« –

gün[431]gen se henin, un in de Hütt was een lüttjen Vörplatz, un ene lüttje herrliche Stuw' un Kamer, wo jem eer Bedd stünn', un Kääk un Spyskamer, allens up dat beste, mit Gerädschoppen, un up dat schönste upgefleyt, Tinntüüg un Mischen, wat sik darin höört – un achter was ook een lüttjen Hof mit Hönern un Aanten, un een lüttjen Goorn mit Grönigkeiten un Aaft. – Süh! säd' de Fru, is dat nich nett? Ja, säd' de Mann, so schall't blywen, nu wähl' wy recht vergnügt lewen! – Dat wähl' wy uns bedenken! säd' de Fru. Mit des eeten se wat, un gingen to Bedd.

So güng' dat wol 'n acht oder veertain Dag', do säd' de Fru: Hör' Mann, de Hütt is ook goor to eng, un de Hof un Goorn ist so kleen, de Butt hadd' uns ook wol een grötter Huus schenken kunnt, ik much woll in enem groten sternen Slott wanen; ga hen tom Butt, he schall uns een Slott schenken. – Ach Fru, säd' de Mann, de Hütt' is jo god' noog, wat wähl' wy in 'n Slott wanen! – I wat! säd' de Fru, ga du man hen, de Butt kann dat jümmer doon. – Ne Fru, säd' de Mann(,) de Butt hett uns eerst de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kamen, den Butt muchd' et vördreeten. Ga doch, säd' de Fru, he kann dat recht good, un dait dat gern, ga du man hen! – Dem Mann wöör syn Hart so swoor, un wull nich, he säd' by sik sülwen, dat is nich recht, he güng' awerst doch hen.

As he an de See köhm, wöör dat Water ganß vigelett un dunkelblau un grau un dick, un goor nich meer so gröön un geel, doch wöör't noch still, do güng' he staan un säd':

Manntje! Manntje! Timpe Tee!

Buttje! Buttje, in der See!

Myne Fru de Ilsebill

Will nich so as ik wol will.

Na wat will se denn? säd' de Butt. – Ach, säd' de Mann half bedröoft, se will in 'n groot sternen Slott wanen. – Ga man hen, se stait vor de Döhr, säd' de Butt.

Do güng' de Mann hen, un dachd' he wull na Huus gaan, as he awerst daar köhm, so stünn' door 'n groten sternen Pallast, un syn Fru stünn' ewen up de Trepp un wull henin gaan, do nöhm se em by de Hand un säd' Kumm man herin!

Mit des güng' he mit ehr henin, un in dem Slott wöör ene grote Dehl mit marmelsternen Asters, un dar wören so veel Bedeenters, de reten de groten Dören up, un de Wende wören all blank un mit schöne Tapeten, un in de Zimmers luter goll'ne Stöhl' un Dischen, un kristallen Kroonlüchters hängen an dem Bähn, un so wöör dat in all de Stuwun un Kamers, mit Footdecken, un dat Aeten un de allerbeste Wyn stünn' up den Dischen, as wenn se breken wullen, un achter dem Huse wöör ook 'n groten Hof mit Peer- und Kohstell', un

»Dat willn my uns bedenken – seyde de Fru – willent beslapen;« mit der gingen se to bed.  
Den annern Morgens waakt de Fru up, dat was all Dag, da stöt se den Mann mit den Ellenbogen in de Syde, un sed: »Mann, – stah up, wy motten König waren äwer all dat Land.« – »Ach Fru – sed de Mann – wat wulln wy König waren, ik mag nich König syn.« – »Na, dann [262] will ik König syn – seyde de Frau – ge hen tun Butt, ik will König syn.« –

»Ach Fru – sed de Mann, – wo kannst du König syn, de Butt muht dat nich don.« – »Mann! – syde de Fru – ge straks hen, ik möt König syn.«  
Dar ging de Mann hen, un was gans bedröft, dat syne Fru König waren wöllt.

Un as he an de See kem, was se all gans swartgrau, un dat Water geert so von unnen up, dar ging he stan un sed:

»Mandje! Mandje! Timpe Thee!  
Buttje, Buttje in de See,  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so, as ik woll will.«  
»Na! wat will se denn?« sed de Butt. – »Ach, – sed de Mann, – myne Fru will König waren.« – »Gah man hen, se is'd all;« – sed de Butt.  
Dar ging de Mann hen, un as he na den Pallas kam, da weeren dar so vele Soldaten, un Pauken un Trumpeten, un syne Fru satt up eenen hogen Tron von Gold un Diamanten und had eene goldne Kron up; un up beeden syden by eer stunden ses Jungfruen, jümmer eene eenen Kops lüttjer as de annere. –

Kutschwagens up dat allerbeste, ook was door een groten herrlichen Goorn mit de schönsten Blumen un fyne Aaftbömer, un een Lustholt wol 'ne hal[432]we Myl lang, door wör Hirschen un Reh' un Hasen drin, un allens wat man sik jümmer wünschen mag. – Na, säd' de Fru, is dat nu nich schön? Ach ja, säd' de Mann, so schall't ook blywen, nu wähl' wy ook in dat schöne Slott wanen, un wähl'n tofreden syn. –

Dat wähl' wy uns bedenken, säd' de Fru, un wählent't beslapen. Mit des güngen se to Bedd.

Den annern Morgen waakt' de Fru to eerst up, dat was jüst Dag, un seeg uut jem ehr Bedd dat herrlich Land vör sik liggen – de Mann reckd' sik noch, do stödd' se em mit dem Ellbogen in de Syd' un säd': Mann, sta up, un kyk mal uut dem Fenster – süh'! kunnen wy nich König warden äwer all düt Land? Ga hen tom Butt, wy wählt König syn! – Ach Fru, säd' de Mann, wat wähl' wy König syn? ik mag nich König syn. Na, säd' de Fru, wult du nich König syn, so will ik König syn; ga hen tom Butt, ik will König syn. –

Ach Fru, säd' de Mann, wat wullst du König syn? dat mag ik em nich seggen. – Worüm nich? säd' de Fru, ga stracks hen, ik mutt König syn.

Do güng' de Mann hen, un wöör ganß bedröft, dat syne Fru König warden wull; dat is nich recht, un is nich recht, dachd' de Mann, he wull nich hen gaan, güng' awerst doch hen.

Un as he an de See köhm, do wöör de See ganß swartgrau un swart un dick, un dat Water geerd' so von unnen up, un stümk ook ganß fuul. Do güng' he staan un säd':

Manntje! Manntje! Timpe Te!  
Buttje! Buttje in der See!  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so as ik wol will.  
Na. wat will se denn? säd' de Butt. – Ach, säd' de Mann, se will König warden. – Ga man hen, se is't all, säd' de Butt.

Do güng' de Mann hen, un as he na den Palast köhm, so wöör dat Slott veel grötter worren, mit enem groten Toorn un herrlyken Zyraat doran, un de Schildwacht stünn' vör de Döhr, un dar wören so väle Soldaten un Pauken un Trumpeten, un as he in dat Huus köhm, so wöör allens von purem Marmelsteen mit Gold, un sammne Deken, un grote goll'ne Quasten; do güngen de Dören von dem Saal up, door de ganße Hofstaat wöör, un syne Fru seet up enem hogen Troon von Gold un Demant, un hadd' ene grote goll'ne Kroon up, un den Zepter in der Hand von purem Gold un Eddelsteen', un up beyden Syden by ehr stünnen sos Jumfern in ene Reeg, jümmer ene enen Kopps lüttjer as de annere. Do güng' he staan, un säd':

»Ach Fru – seyde de Mann – bist du ein König?« –  
 »Ja – seyde de Fru – ik bin König.« Un as he eer da  
 sone Wyl anseen häd, sed he: »Ach Fru, watt lett  
 datt schoin, wenn du König best; nu wyll'n [263]  
 wy ak nich meer wünschen.« – »Nee Mann – sed  
 se – my durd dat all to lang, ik kann dat nich meer  
 uthallen. König bin ik, nu mut ik ok Kayser  
 waren.«

»Ach Fru – sed de Mann – watt wust du Kayser  
 waren?« – »Mann – sed se – ga tum Butt, ik will  
 Kayser syn.« –

»Ach Fru – sed de Mann – Kayser kann he nich  
 maken, ik mak den Butt dat nich seggen.« – »Ik  
 bin König – sed de Fru – un du syst ma min  
 Mann, ga glik hin.«

Dar ging de Mann weg, un as he so ging, so dacht  
 he, dat geit un geit nich goot, Kayser is to unver-  
 schaamt, de Butt wart am Ende möde.

Mit des kam he an de See; dat Water was gans  
 schwart un dik un dar ging so een Keekwind  
 äwer hen, dat dat sik so kavwelt, dar hin [sic] he  
 stan un sed:

»Mandje! Mandje! Timpe Thee!

Buttje, Buttje in de See,

Myne Fru de Ilsebill

Will nich so as ik woll will.«

»Na, watt will se denn?« sed de Butt. »Ach – sed  
 de Mann – myne Frau will Kayser waren.« – »Ga  
 man hen – sed de Butt – se is't all.

Dar ging de Mann hen, un as he dar kam so satt  
 syne Fru up eenen sehr hogen Tron, de was von  
 een stück Gold un hat eene grote Krone up, de  
 [264] was woll twee Ellen hoch.

By eer up de syden, dar stunden de Trabanten,  
 jümmer een lüttjer as de anner, von den allergröt-  
 sten Riesen, bet to den lüttsten Dwark, de was  
 man so lang, as myn lüttje finger. Vör een do  
 stunden so veele Fürsten un Graven.

Ach Fru, büst du nu König? – Ja, säd' de Fru, nu  
 bin ik König. Do stünn' he, un seeg se an, un as he  
 se do een Flach so anseh'n hadd', säd' he: Ach Fru,  
 wat lett dat schön, wenn du König büst! nu wähl'  
 wy ok niks meer wünschen. – Ne Mann, säd' de  
 Fru, un wöör ganß unruhig, my waart de Tyd un  
 Wyl al lang, ik kann dat nich meer uthollen, ga hen  
 tom Butt, [433] König bün ik, nu mutt ik ook Kai-  
 ser warden! –

Ach, Frau säd' de Mann, wat wullst du Kaiser war-  
 den? – Mann, säd' se, ga tom Butt, ik will Kaiser  
 syn. –

Ach Fru, säd' de Mann Kaiser kann he nich maken,  
 ik mag dem Butt dat nich seggen; Kaiser is man  
 eenmaal im Reich, Kaiser kann de Butt jo nich ma-  
 ken, dat kann un kann he nich. – Wat? säd' de Fru,  
 ik bun König, un du büst man myn Mann, wullt du  
 glyk hengaan? glyk ga hen, kann he König maken,  
 kann he ook Kaiser maken, ik will un will Kaiser  
 syn, glyk ga hen! – do mussd' he hengahn.

Do de Mann awer hengüng', wöör em ganß bang,  
 un as he so güng', dachd' he by sik, dü't gait un gait  
 nich good, Kaiser is to uutvörschaamt, de Butt wart  
 am Ende möd'.

Mit des köhm he an de See, do wöör de See noch  
 ganß swart un dick, un füng' al so von ünne up to  
 geeren, dat et so Blasen smet, un et güng' so een  
 Keekwind äwer hen, dat et sik so köhrd' – un den  
 Mann wurr' gro'en, do güng' he staan un säd:

Manntje! Manntje! Timpe Te!

Buttje! Buttje in der See!

Myne Fru de Ilsebill

Will nich so as ik wol will.

Na wat will se denn? säd' de Butt. – Ach Butt, säd'  
 he, myn Fru will Kaiser werden. – Ga man hen, säd'  
 de Butt, se is't all.

Do güng' de Mann hen, un as he door köhm, so  
 wöör dat ganße Sloß von poleertem Marmelsteen  
 mit albasternen Figuren un goll'nen Zyraten, vör de  
 Döhr marscheerden de Soldaten, un se blösen Trum-  
 peten un slögen Pauken un Trummeln; awerst in  
 dem Huse da güngen de Baronen un Grawen un  
 Herzogen man so as Bedeenters herum, do maak-  
 den se em de Dören up, de von luter Gold wören –  
 un as he herinköhm, door seet syne Fru up enem  
 Troon, de wöör von een' Stück Gold un wöör wol  
 twe Myl' hoog, un hadd' ene grote goll'ne Kroon  
 up, de wöör dre Elen hoog un mit Brilljanten un  
 Karfunkelsteen besett't, in de ene Hand hadde se  
 den Zepter, un in de annere Hand den Reichs-Appel,  
 un up beyden Syden by eer door stünne de Tra-  
 banten so in twe Regen, jümmer een lüttjer as de  
 annere, von dem allergröttsten Rysen, de wöör twe  
 Myl' hoog, bet to dem allerlüttjsten Dwaark, de  
 wöör man so groot, as myn lüttje Finger, un vör  
 ehr stünne so vele Fürsten un Herzogen etc. etc.,

Da ging de Mann ünner stan, de sed: – »Fru! syst du nu Kayser?« – »Ja – sed se – ik sy Kayser.« – »Ach – sed de Mann, un sach se so recht an – Fru, wat let dat schoin, wenn du Kayser syst.« – »Mann – sed se – wat steist du dar, ik bin nu Kayser, nu will ik äverst ock Pobst waren.«

»Ach – Fru« sed de Mann – »watt wist du Pobst waren; Pobst is man eenmal in de Kristenheet.« – »Mann – sed se – ik mutt hüt noch Pobst waren.« –

»Ne Fru – sed he – te Pobst kenn de Butt nich maken, dat geit nich goot.« – »Mann watt seek, kann de Butt Kayser maken, kann he ok Pobst maken; ge furt hen.«

Dar ging de Mann hen, un em was gans flau, de Knee un de Woden zudderten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kookt, de Schepe schooten en de Noot, un dansten un sprungen up de Bülgén, doch was de Hemmel in de Midde noch so een bitten blu, äverst an de syden, dar toog dat so recht root op, as een schwer Gewitter. Dar ging he recht vörtogtsten un sed:

[265] »Mandje! Mandje! Timpe Thee!

Buttje, Buttje in de See.

Myne Fru de Ilsebill

Will nich so as ik woll will.«

»Na, watt will se dann« – sed de Butt. »Ach – sed de Mann – myne Fru will Pobst waren.« »Ga man hen – sed de Butt – se ist all.«

Dar ging he hen, un as he dar kam, satt syne Fru up eenen Tron, de was twee Myle hoch, un hod 3 grote Kronen up, un um eer was so veele geestliche Staat, un up de Syden bey eer standen twee Lichte, dat grötste so dick un groot os de allergrötste Torn, bet to dat lüttste Köckinglicht.

»Fru – sed de Mann, un sech se so recht an, – syst du nu Pobst?« – »Ja – sed se – ik sy Pobst.«

»Ach Fru – sed de Mann – wat let dat schoin, wenn du Pobst syst; Fru, nu was tofreden, nu du

door güng' de Mann tüschen staan, un säd': Fru! büst du nu Kaiser? Ja, säd' se, ik bün Kaiser. Do güng' he staan, un beseeg se sik so recht, un as he se so'n Flach anseh'n hadd', so säd' he: Ach Fru! wat lett dat schöön, wenn du Kaiser büst! – Mann, säd' se wat staist du door? ik bün nu Kaiser, nu will ik awerst oock Paabst warden, ga hen tom Butt. –

Ach Fru! säd' de Mann, wat wulst du man nich? Paabst kannst du nich warden, Paabst is man eenmal in der Kristenhait, dat kann he doch nich maken. – Mann, säd' se, ik will Paabst warden, ga glyk hen, ik mutt hüt noch Paabst war[434]den. –

Ne Fru, säd' de Mann, dat mag ik em nich seggen, dat gait nich good, dat is to groff, tom Paabst kann de Butt nich maken. – Mann, wat Snack! säd' de Fru, kann he Kaiser maken, kann he oock Paabst maken, ga foorts hen, ik bün Kaiser, un du büst man myn Mann, wult du wol hengaan?

Do wurr he bang' un güng' hen, em wöör awerst ganß flau, un zitterd' und beewd', un de Knee un de Waden slakkerden em, un dar streek so'n Wind äwer dat Land, un de Wolken flögen, as dat düster wurr gegen Awend, de Bläder waiden von den Bömern, un dat Water güng' un bruusd' as kaakd' dat, un platschd' an dat Aeever, un von feern seeg he de Schepen, de Schöten in der Noot, un danßden un sprüngen up den Bülgén; doch wöör de Himmel noch so'n bitten blau in de Midd', awerst an den Syden door toog dat so recht rood up, as een swohr Gewitter. Do güng' he recht vörzufft staan in de Angst un säd':

Manntje! Manntje! Timpe Te!

Buttje! Buttje in der See!

Myne Fru de Ilsebill

Will nich so as ik wol will.

Na wat will se denn? säd' de Butt. Ach, säd' de Mann, se will – Paabst warden. – Ga man hen, se is't all, säd' de Butt.

Do güng' he hen, un as he door köhm, so wöör dar as een' grote Kirch' mit luter Pallastens ümgewen, door drängd' he sik dorch dat Volk, inwendig was awer allens mit dausend un dausend Lichtern erleuchtet, un syne Fru wöör in luter Gold gekledet, un seet noch up enem veel högeren Troon, un hadde dre grote goll'ne Kronen up, un üm ehr dar wöör so veel von – geistlykem Staat, un up beyden Syden by ehr door stünnen twe Regen Lichte, dat gröttste so dick un groot as de allergröttste Toorn, bet to dem allerkleensten Käkenlicht, un alle de Kaisers un de Königen de legen vör ehr up de Kne, un küßden ehr den Tüffel. –

Fru, säd' de Mann, un seeg se so recht an, büst du nu Paabst? – Ja, säd' se, ik bün Paabst. – Do güng' he staan un seeg se recht an, un dat wöör as wenn he in de helle Sunn' seeg; as he se do een Flach anseh'n hadd', so segt he:

Ach Fru! wat lett dat schöön, wenn du Paabst büst! – Se seet awerst ganß styf as een Boom, un

Pobst syst, kannst nix meer waren.« – »Dat will ik my bedenken;« sed de Fru. Dar gingen se beede to Bed, awerst se was nich tofreden, un de Girichheet leet eer nich slapen. Se docht jümmer, wat se noch woll waren will.

Mit des ging de Sünn up, su dacht se as se ut den Fenster so herup kamen sach, kunn ick nich ock de Sünn up gan laten? Dar wurd se so recht grimmig, un stod eeren Mann an: »Mann, ga hen tun Butt, ik will waren as de lewe Gott.« De [266] Mann was noch meist in Slap, averst he verschrack sy so, dat he ut dem Bedde feel.

»Ach Fru – sed he – sla en dy, un blive Pobst!«  
»Nee – sed de Fru – ick sy nich tofreden un kann dat nich uthallen, wenn ik de Sünn un de Mohn upgehen se, un kann se nich (ok) upgehn laten, ik mut waren, as de lewe Gott.« –

»Ach Fru – sed de Mann – dat kann de Butt nich, Kaiser un Pobst kann he maken, awerst dat kann he nich.« »Mann – sed se – un sach so recht gresig ut, ik will waren as de lewe Gott, geh straks hen tum Butt.« Dar fur dat den Mann en de Gleeder, un he bevt vor Angst.

Buten averst ging de Storm, dat all Boime un Felsen umweigten, un de Himmel was gans swart un dat donnert un blitzt; dar sah man in de See so swarte hoge Wellen as Berge, un hödden baben all eene witte Kron von Schuum up. Da seed he:

»Mandje! Mandje! Timpe Thee!  
Buttje, Buttje in de See.  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so as ik woll will.«

»Na, wat will se denn?« sed de Butt. »Ach – sed de Mann – se will waren, as de lewe Gott.« – »Geh man hen, se sitt all wedder im P-pott.« Dar sitten se noch hüt up dissen Dag.

rüppeld' un röhrd' sik nich, do säd' he: Fru, nu sy tofreden, nu du Paabst büst, nu kannst du doch niks meer warden. – Dat will ik my bedenken, säd' de Fru, mit des gungen se beyde to Bedd, awerst se wöör nich tofreden, un de Girighait leet se nich slapen, se dachd' jümmer, wat se noch warden wull. De Mann sleep recht good un fast, he hadd' den Dag veel lopen, de Fru awerst kunn goor nich inslapen, un smheet sick von een' Syd' to der annern de ganße Nacht, un dachd' man jümmer, wat se noch wol warden kunn, un kunn sik doch up niks meer besinnen. – Mit des wull de Sünn' upgaan, un as se dat Morgenrood seeg, richt'd se sik äwer End' im Bedd', un seeg door henin, un as se uut dem Fenster de Sünn' so herupkamen seeg – ha! dachd' se, kunn ik [435] nich ook de Sünn' un de Maan upgaan laten? – Mann, säd' se, un stödd' em mit dem Ellbagen in de Ribben, waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott! – De Mann was noch meist in'n Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he uut dem Bedd' füll. – He meend, he hadd' sik vörhöörd, un reef sik de Ogen uut, un säd':

Ach Fru! wat säd'st du? – Mann, säd' se, wenn ik nich de Sünn' un de Maan kann upgaan laten, un mutt dat so anseh'n, dat de Sünn' un de Maan upgaan, ik kann dat nich uthollen, un hebb kene geruhige Stünd' meer, dat ik se nich sülwst kann upgaan laten – do seeg se em so recht gräsig an, dat em so'n Schudder äwerleep – glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott. –

Ach Fru! säd' de Mann un füll vör eer up de Knee, dat kann de Butt nich. Kaiser un Paabst kann he maken, ik bidd dy, sla in dy un blyf Paabst! Do köhm se in de Booshait, de Hoor' flogen ehr so wild üm den Kopp, do reet se sik dat Lyfken up, un geef em eens mit dem Foot un schree'd: ik holl dat nich uut, un holl dat nich länger uut, wult du hangaan? – Do slöppd' he sik de Büxen an un leep wech as unsinnig.

Buten awer güng' de Storm, un bruusde, dat he kuum up den Föten staan kunn, de Hüser un de Bömer waiden um, un de Baarge beewden, un de Felsenstücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickswart, un dat dunnerd' un blitzd', un de See güng' in so hoge swarte Bülgen als Kirchentöörn' un as Baarge, un de hadden bawen all' eene witte Kroon von Schuum up – do schre' he, un kunn syn egen Word nich hören:

Manntje! Manntje! Timpe Te!  
Buttje! Buttje in der See!  
Myne Fru de Ilsebill  
Will nich so as ik wol will.

Na, wat will se denn? säd' de Butt. – Ach! säd' he – se will warden as de lewe Gott. – Ga man hen, se sitt all wedder in'n Pißpott. Door sitten se noch bet up hüüt un düss'en Dag